



Musizieren ist so selbstverständlich wie Zähneputzen: Vilde Frang in Mecklenburg-Vorpommern Foto: Musikfestspiele/Marco Borggreve

„Eine innere Notwendigkeit“

INTERVIEW PETRA SCHELLEN

taz: Frau Frang, Sie haben mal gesagt: Ich musiziere nicht zum Spaß. Warum nicht?

Vilde Frang: Beim Musizieren geht es nicht nur darum, dass ich es gern möchte. Es geht um etwas Größeres. Gleichzeitig ist es für mich ein Grundbedürfnis geworden. Wenn ich einige Tage keinen Kontakt zu meinem Instrument habe, fühle ich sofort, dass etwas nicht stimmt. Als ob man ein bisschen krank ist. Da bekommt man ja auch schlechte Laune. Musizieren ist lebenswichtig für mich. Eine innere Notwendigkeit.

Woher kommt sie?

Schwer zu sagen. Mit vier Jahren habe ich angefangen, seither war die Musik immer da. Manchmal fragen mich Leute: Wann hast du entschieden, Geigerin zu werden? Aber ich habe nicht entschieden. Dass Musizieren ein natürlicher Bestandteil meines Lebens ist, war immer klar.

Aber dass Sie Geigerin werden, hat Ihr Vater entschieden.

Ja, er hatte Einfluss darauf, welches Instrument ich wählte. Denn er und meine Schwester spielten Kontrabass, und ich dachte immer, dass ich dasselbe machen würde. Aber mein Vater fand, zwei Celli in der Familie seien genug. Deshalb bastelte er mir eine winzige Geige. Ich spielte ein halbes Jahr, sie klang schlimm, und ich habe es gehasst. Trotzdem habe ich in dieser Zeit Grundtechniken gelernt. Nach einem halben Jahr bekam ich eine gut klingende Geige. Da war ich total glücklich.

MUSIKFEST Geigerin Vilde Frang, Residenzkünstlerin der Festspiele Mecklenburg-Vorpommern, hat es trotz des Gruppenzwangs ihrer norwegischen Heimat zur internationalen Solistin gebracht. Aber das war nicht leicht

Erinnern Sie sich an den ersten Moment mit der echten Geige?

Ja, das war Weihnachten. Ich war vier oder fünf Jahre alt und muss am Heiligabend zwei Stunden gespielt haben. Es kann nicht sehr schön geklungen haben. Das war das einzige Mal, dass mich meine Eltern nicht zum Üben auffordern mussten. Denn obwohl ich das Geigen liebe: Zum Üben hatte ich keine Lust. Meine Eltern mussten mich immer auffordern, und heute bin ich dankbar dafür. Für Eltern ist es eine sehr feine Linie zwischen Druck und Ermutigung. Das haben sie hinbekommen: Sie ließen mich nicht zu leicht aufgeben, und das war gut für mich, denn sonst wäre ich zu faul gewesen.

Wie verträgt sich das mit der unausgesprochenen skandinavischen „Janteloven“-Übereinkunft? Sie besagt, dass man die Gruppe nicht überflügeln und Kinder nicht unter Druck setzen soll?

Tatsächlich ist das „Janteloven“ in Norwegen sehr stark, quasi eingepflanzt. Und als Kind wurde ich oft gefragt: „Hast du Spaß, ist es kein Druck?“ oder „Zwingen sie dich, zu Hause zu üben?“

Wer fragte das?

Das konnte jeder sein: Konzertbesucher, meine Lehrer in der Schule. Ich habe das immer gehasst und fand, dass sie nichts verstanden. Denn ich wusste, dass ich geschoben werden musste, um zu üben. Es war, als hätten sie mich gefragt: „Musst du wirklich täglich die Zähne putzen? Deine Hausaufgaben machen?“ Das ist ein echtes Pro-

blem im skandinavischen Erziehungssystem: dass man dazu neigt, zu vorsichtig zu sein und Kinder zu unterfordern.

Und heute? Haben sich Ihre Landsleute mit Ihrer Karriere abgefunden?

Ja, inzwischen fragen heben sie nicht mehr die Augenbrauen und fragen nicht mehr. Anscheinend haben sie verstanden, dass ich herumreise und dass das mein Beruf ist. Die Anerkennung ist gekommen.

Wenn die Musik so sehr Teil von Ihnen ist: Wahren Sie da noch die nötige Distanz?

Für mich ist es nötig zu fühlen, denn Musik ist etwas, für das ich brennen muss. Wenn ein Stück nichts in dir weckt, bekommt es kein Leben, weil du dich nicht damit identifizierst. Musik ist etwas Kommunizierendes. Und wenn ich nicht mit der Musik kommunizieren kann und einen bloß philosophischen, kalten Standpunkt habe: Dann kann auch das Publikum nichts fühlen, weil ich nichts zu teilen habe.

Aber behindert diese starke Identifikation nicht die Analyse eines Stücks?

Die Gefahr beim Interpretieren ist: Wenn du eine Blume analysierst und wirklich wissen willst, was hinter dieser Schönheit steckt, pflückst du alle Blätter und suchst. Am Ende ist die Blume zerstört – und ihre Schönheit auch. Du weißt dann, wie sie funktioniert, aber die natürliche Schönheit ist weg. Das gilt auch für ein Musikstück. Du musst ihm Raum lassen.

Inwiefern?

Es ist schwer zu beschreiben.

Wenn ich ein Stück spiele, will ich mit den Wurzeln dieser Musik verbunden sein. Ich studiere die Partitur sehr genau, muss alles über den Hintergrund wissen: Wie ist das Werk entstanden, was durchlitt der Komponist, was wollte er erreichen? Ich lese alle Fakten. Denn wenn du die Wurzeln kennst, verleiht dir das mehr Freiheit.

Genügt das?

Nicht zwangsläufig. Du kannst alle Fakten kennen und immer noch kalt bleiben. Dann kannst du nichts geben und hast nichts auf der Bühne zu suchen. Bei Beethoven etwa weiß ich immer noch nicht, ob er über mich lacht oder mit mir. Es gibt einfache Stücke, für die die Zeit noch nicht reif ist. Da brauche ich ein paar mehr graue Haare, mehr Wissen, und Weisheit. Es gibt Werke, die ich sehr liebe, von denen ich aber lieber die Finger lasse, um sie nicht zu zerstören.

Welche?

Zum Beispiel Beethovens Violinkonzert. Er war so versöhnt, als er es schrieb, und ich bin eher eine kämpferische Persönlichkeit. Ich bin noch nicht fähig zu sagen: Ich vergebe alles. Beethoven ist eine echte Herausforderung. Ich werde damit noch warten.

Und wie steht es mit norwegischen Komponisten?

Ich habe mich nie so sehr als norwegische Botschafterin verstanden. Ich bin sehr froh, dass Edvard Grieg kein Violinkonzert schrieb, denn dann würde man es ständig von mir erwarten. Ich will aber alles spielen und fühle mich in allen Schattierungen von Musik zuhause.

Norwegens Folklore kennt sehr starke, teils atonale Streicherparts. Spielen Sie das auch?

In der Tat ist eins unserer interessantesten Folklore-Instrumente die Hardangerfiedel mit bis zu zehn Saiten. Ich wünsche mir sehr, sie spielen zu können. Aber sie funktioniert ganz anders als die klassische Geige und ist für mich wie ein fremdes Tier.

■ Vilde Frangs nächste Konzerte bei den Festspielen Mecklenburg-Vorpommern: 31. 7. (Loitz), 5. 8. (Schwerin), 6. 8. (Stolpe bei Anklam). www.festspiele-mv.de

Vilde Frang

■ 29. fragte Geigerin, begann mit zehn beim Norwegischen Rundfunkorchester, war mit zwölf Solistin des Oslo Philharmonischen Orchesters.

 Evangelische Familienbildung Eppendorf

Musik, Theater, Literatur...
Hier gibt es tolle Angebote:
www.fbs-eppendorf.de

Entdecken Sie das Wendland, die Rundlingsdörfer, und das schöne Satemin!

MARKTHOF SATEMIN
www.markthof-satemin.de

Bremen-Nord wird eingemeindet

AKUSTIK-OFFENSIVE Am 20. August beginnt in Bremen der dreiwöchige Ausnahmezustand: das bis in die Niederlande ausstrahlende Musikfest. Das bringt diesmal auffallend viele Spätwerke und bezieht außerdem einen bislang nicht bespielten Stadtteil ein

VON HENNING BLEYL

Das Bremer Musikfest 2016 trägt ausgeprägte Züge eines Spätwerks. Damit ist weder gemeint, dass Festival-Intendant Thomas Albrecht dieses Jahr sein nunmehr 27. Programm vorlegt, in bewährter Mischung aus dem Publikum bereits vertrauten KünstlerInnen und neuen Gesichtern – noch, dass das Festival selbst in die Jahre geraten sei. Sondern der Umstand, dass auffallend viele der in diesem Jahr 37 Einzelprogramme von Werken geprägt sind, die kurz vor dem Tod der jeweiligen KomponistInnen entstanden.

Da ist zum Beispiel das Klarinettenquintett in h-Moll von Johannes Brahms, das dieser 1891 komponierte – nachdem er sein künstlerisches Schaffen eigentlich schon für beendet erklärt hatte. Mit Andreas Ottensamer, dem Solo-Klarinettenisten der Berliner Philharmoniker, ist dafür zwar ein besonders juvenil wirkender Interpret engagiert, doch im selben Konzert, das gleich zu Beginn des dreiwöchigen Festivals im Großen Saal der Bremerhavener Handelskammer aufgeführt wird, ist auch Schuberts Streichquartett „Der Tod und das Mädchen“ zu hören. Schubert schrieb es als 27-Jähriger. Vier Jahre später jedoch war er tot.

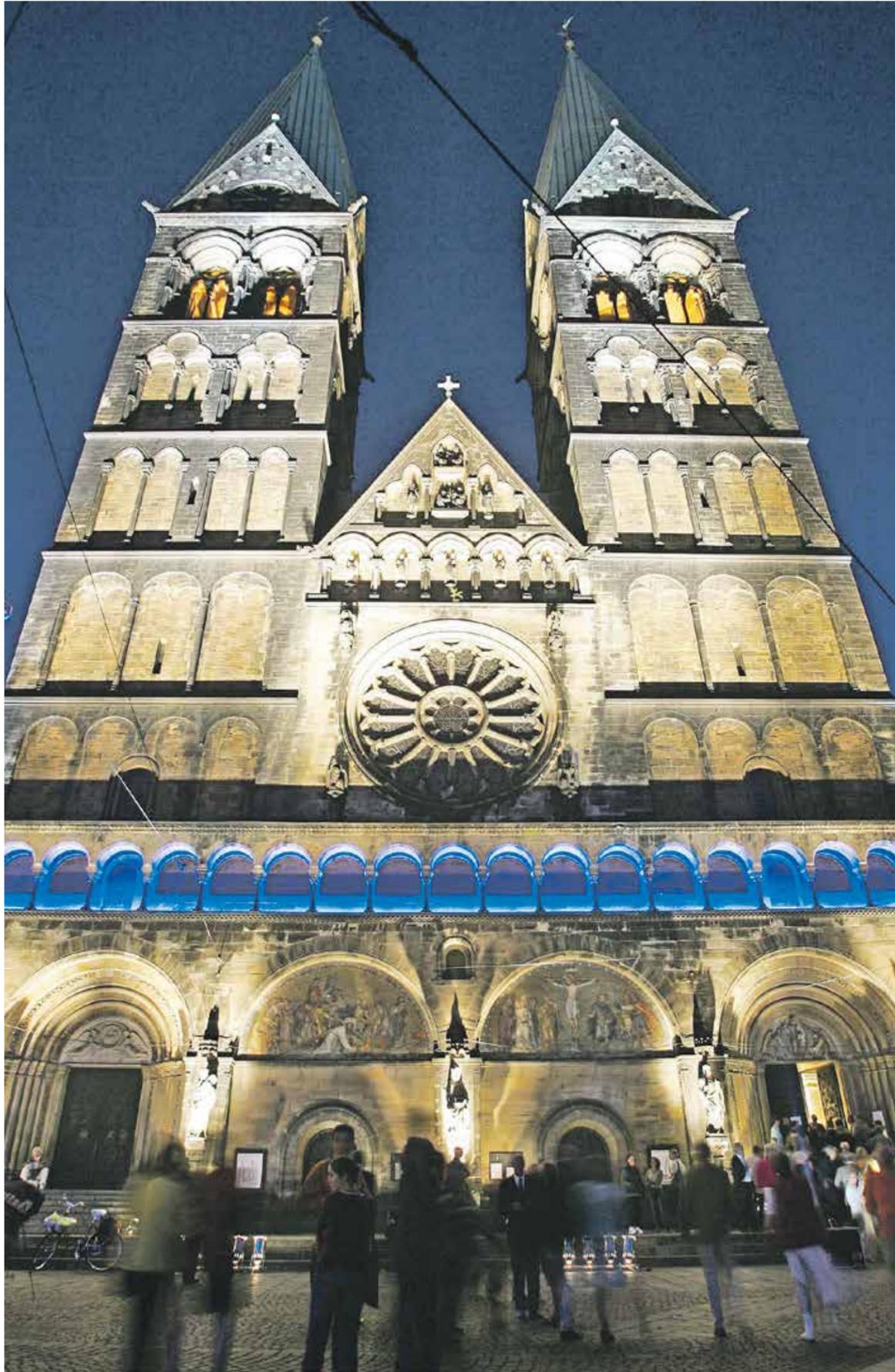
Henry Purcell starb mit 35, hinterließ aber, zumindest als Torso, die großartige Semi-Opera „The Indian Queen“, die zum Abschluss des Musikfestes von Musicaeterna aufgeführt wird. Und das in der Neufassung von Peter Sellars und der nicaraguanischen Schriftstellerin Rosario Aguilar, die den politischen Charakter des Barockwerks deutlich herausarbeitet. Purcell schrieb, verpackt in eine zeittypische Liebesgeschichte, eine zeituntypische Kritik an der Ausbeutung der „neuen Welt“.

Richard Strauss hingegen war politisch anders orientiert und auch schon 84, als er seine „Vier letzten Lieder“ komponierte. Das war 1948. Der Zweite Weltkrieg war noch nicht lange vorbei, Strauss' Karriere als Präsident einer einschlägigen NS-Institution schon etwas länger – der „Reichsmusikkammer“, deren Aufgabe es war, die von Deutschland beanspruchte Vormachtstellung in der Welt kulturell zu legitimieren. Die Uraufführung der „Letzten Lieder“ übernahm 1950 Strauss' damaliger Stellvertreter in der Reichsmusikkammer, der berühmte Dirigent Wilhelm Furtwängler.

Das alles macht die Musik freilich nicht weniger hörensenswert – zumal von der Besetzung mit der US-Sopranistin Jacquelyn Wagner und dem Berliner Rundfunk-Sinfonieorchester unter Vladimir Jurowski, der auch noch „Also sprach Zarathustra“ dirigiert, eine herausragende Interpretation zu erwarten ist.

Neben historischen Dimensionen lässt sich das aktuelle Musikfest-Programm, mit der Landkarte in der Hand, auch unter anderen Gesichtspunkten mit Gewinn lesen. Denn es ist, geografisch betrachtet, ein veritables Wachstumsformat. In nordöstlicher Richtung gemeindet es gelegentlich sogar Hamburg ein. Nach Westen hin ist das niederländische Groningen seit geraumer Zeit ein Teil des Festivals.

In beiden Fällen ist es vor allem die Existenz der dortigen



Strahlt mit dem Musikfest-Auftakt um die Wette: der ehrwürdige Bremer Dom Foto: Ingo Wagner/dpa

Arp-Schnitger-Orgeln, die den inhaltlichen Unterbau für den geografischen Übersprung bilden. Das Arp-Schnitger-Festival ist eine spezielle Programmschiene des Musikfestes, das den Spuren des berühmten Barockorgelbauers durch Nordwestdeutschland folgt. Da Schnitger, via Lissabon sogar nach Brasilien lieferte, ist eine entsprechende Erweiterung des Musikfestes Bremen in transatlantisch südwestlicher Richtung eigentlich nur noch eine Frage der Zeit – beziehungsweise der programmatischen Entschiedenheit. Bremen-Nord hingegen hat solchen instrumentalen Reichtum nicht zu bieten – und wird daher auch erst jetzt ins Bremer Musikfest integriert.

Bremen-Nord? Das ist die Stadt am Rande der Stadt, das andere Bremen – jenes, das vom Zentrum aus gesehen jenseits der Lesum liegt. Die wiederum ist Deutschlands zweitkürzester Fluss – lang genug jedoch, zwei Welten von einander zu scheiden. In der Nord-Bremer Welt leben immerhin so viele Menschen, dass sie schon für sich allein den Status einer Großstadt in Anspruch nehmen könnten – und nun sind auch sie endlich Teil des Bremer Musikfestes.

Zwei französische Spitzenkräfte sind es, die Festival-Intendant Albrecht zur Expedition in die bisherige binnenbremische Terra incognita schickt: Der Cellist Gautier Capuçon und Frank Braley, der 1978 eine Wunderkindkarriere begann, die noch immer nicht zu Ende ist. Noch öfter als mit Gautier Capuçon tritt der Pianist Braley zwar mit Gautiers älterem Bruder Renaud auf – doch Kammermusik-affin sind alle Gautiers in höchstem Maß.

Was die Nord-Bremer und ihre innerstädtischen Mitbürger zu hören bekommen, ist Beethoven'sche Kammermusik erster Güte: Das gilt insbesondere für die beiden F-Dur-Sonaten für Cello und Klavier von Beethoven. Der hatte sie dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm II. gewidmet, dem Cello spielenden Nachfolger des Traversflöten-Königs Friedrich II. So viel royalen Verweis muss sein, da das Konzert demonstrativ im Bürgerhaus Vegesack stattfindet.

Der demonstrative Verweis, den die Bremer Kulturverwaltung mit dieser Ortswahl zum Ausdruck bringen möchte, ist freilich ein anderer. Er lautet: Seht und hört, hier steht ein mit viel öffentlichem Geld auf ein hohes akustisches Niveau gebrachter Saal. Und dass die „Europa-Chor-Akademie“, deren Bedürfnisse ein wichtiger Grund für den aufwendigen Ausbau des Saales waren, in Insolvenz-Turbulenzen geriet, macht dessen prominente Platzierung auf der Agenda eines hoch renommierten Festivals umso wichtiger.

Festivalprogramme sind in stärkerem Maß Seismografen verschiedenster struktureller Entwicklungen als gemeinhin angenommen wird. Darüber hinaus sind sie Gelegenheiten. Nie, wie in den drei Wochen des Musikfestes, ist das noch immer ein bisschen calvinistisch, also nur eingeschränkt weltlich-musikalisch geprägte Bremen, eine derartige Musen-Hochburg. Dazu verhelfen der Stadt nicht weniger als 975 KünstlerInnen.

Neben historischen Dimensionen lässt sich das aktuelle Musikfest-Programm, mit der Landkarte in der Hand, auch unter anderen Gesichtspunkten mit Gewinn lesen. Denn es ist, geografisch betrachtet, ein veritables Wachstumsformat

■ Tickets und Programm unter www.musikfest-bremen.de



Schön bunt: Michel aus Löneberger alias Moritz Fleitner bei den Gandersheimer Festspielen Foto: Hillebrecht/Die Foto-Maus

Bei Regen klatschen sie lauter

VON JOACHIM GÖRES

Ein paar Tauben gurren, die Kirchturmglöckchen schlagen zur vollen Stunde, in der Ferne heult ein Krankenwagen. Die Zuschauer im Innenhof des Celler Schlosses lassen sich nicht ablenken und folgen gebannt der Aufführung von Shakespeares „Was ihr wollt“. Eine Vorstellung unter freiem Himmel, vor der Decken ans Publikum verteilt werden – an diesem lauen Sommerabend werden sie kaum gebraucht. „Immer mehr professionelle Theater bieten im Sommer Vorstellungen draußen an, und Shakespeare eignet sich dafür hervorragend“, sagt der aus Bremen stammende Regisseur Markus Kopf und ergänzt: „Das ist auch eine Reaktion auf die vielen Freilichtaufführungen anderer Bühnen.“

Damit meint Kopf in erster Linie die Laientheater in meist kleinen Orten, die ihr Publikum vor allem mit Komödien und Kinderstücken erfreuen. 2015 zählte die Waldbühne Ahmsen im Emsland bei jeder ihrer 32 Aufführungen von „Der Glöckner von Notre Dame“ und „Wickie und seine Freunde“ im Schnitt mehr als 1.300 Besucher. Die anderen niedersächsischen Amateurbühnen in Lillenthal, Meppen, Lohne, Daverden, Langwedel, Bad Bentheim, Wagenfeld, Mellingshausen, Marklohe, Stöckse, Neustadt am Rübenberge, Barsinghausen, Salzhemmendorf, Georgsmarienhütte, Melle und Polle kommen auf 200 bis 800 Zuschauer pro Vorstellung.

„Das Wetter ist wichtig, denn es gibt meist keine Überdachung, und auch zu viel Hitze stört. Insgesamt steigt aber die Zahl unserer Besucher. Das liegt

DRAUSSEN SCHAUEN Wer Freilufttheater spielt, muss bunter und lauter sein, damit das Publikum nicht durch den Nachbarn oder Nebengeräusche abgelenkt wird. Und es funktioniert: Von Jahr zu Jahr kommen mehr Menschen, um sich draußen Shakespeare und anderes anzusehen

auch daran, dass die Aufführungen durch moderne Technik und erfahrene Regisseure und Musiker immer professioneller werden“, sagt Magnus Ronge, Sprecher des Verbandes Deutscher Freilichtbühnen. Die dort vereinten 90 Bühnen zwischen Ostfriesland und Bayern zählten 2015 knapp eine Million Gäste.

Ronge inszeniert an der Waldbühne Otterndorf in Neustadt diesmal „Die Leiche im Schrank“, „Komödien haben bei uns Tradition, wir wollen unser Stammespublikum nicht enttäuschen. Andere Laienbühnen legen ihren Schwerpunkt zum Beispiel auf Historienspiele. Immer mehr Open-Air-Bühnen führen auch Musicals auf, das kommt sehr gut an“, sagt Ronge.

Sorge bereitet ihm die Zahl der Darsteller und technischen Helfer: „Für eine Produktion sind bei uns rund 100 Menschen ehrenamtlich im Einsatz, einmal die Woche wird ein halbes Jahr lang geprobt. Beruflich eingespannten Menschen zwischen 25 und 50 fehlt immer

öfter die Zeit dafür.“

Auch professionelle freie Theatergruppen spielen im Sommer längst unter freiem Himmel. Bereits zum 21. Mal lädt die Bremer Shakespeare Company vom 24. bis 28. August zum Theatersommer auf die Melcherswiesen im Bürgerpark. Zudem gibt es bundesweit viele Sommerfestspiele. Im Freilichttheater am Kalkberg in Bad Segeberg sind die 7.500 Plätze meist belegt, wenn Winnetou und Old Shatterhand ihre Abenteuer bestehen.

In Bad Gandersheim bietet der Dom die Kulisse für die gerade beendeten Gandersheimer Domfestspiele mit Stücken wie „Die drei Musketiere“ oder „Comedian Harmonists“. Von den sechs Produktionen waren vor allem die beiden Musicals sehr gefragt. „80 Prozent unserer Kosten müssen wir einspielen und achten darauf, dass das Publikum durch unsere Stücke angesprochen wird. Dabei leisten wir uns immer eine Uraufführung“, sagt Dramaturg Florian Götz.

In diesem Jahr war es das Musical „Highway to Hellas“ – laut Götz „eine Komödie mit politisch relevantem Hintergrund“. Er freut sich über jährlich rund 50.000 Besucher, die sich auch von Schauern nicht abschrecken lassen. „Bei Regen wird lauter geklatscht als sonst. Bei uns fällt die Vorstellung nur bei gefährlichen Wetterlagen aus“, so Götz.

In Celle wird dagegen bei Regen ins Schlosstheater umgezogen, manchmal sogar während der Vorstellung. „Das ist ein doppelter Aufwand, weil man für zwei unterschiedliche Bühnenproben muss“, sagt Regisseur Kopf. „Draußen muss man mit lauter Stimme sprechen und mit

großer Gestik spielen, um die Besucher zu erreichen. Drinnen würde das lächerlich wirken.“

Er findet Reize auf der Freilichtbühne besonders wichtig, damit die Zuschauer nicht abgelenkt werden, schließlich ist der Raum nicht wie im Theater abgedunkelt. Und so wird bei „Was ihr wollt“ viel musiziert, das Publikum zum Mitsingen aufgefordert. Die Kostüme haben kräftige Farben, damit sie sich von der hellen Farbe des Schlosses abheben. Kopf: „Kammerspiele von Tschechow oder Strindberg eignen sich nicht für Freilichtaufführungen. Es muss was abgehen auf der Bühne. Mit Komödien kann man die Zuschauer am besten ansprechen.“

Doch auch erster Stoff kann fesseln – davon ist man in Kiel überzeugt. Im Juli bot das Schauspiel Kiel vor maritimer Kulisse Schillers „Die Räuber“ dar – als Rockoper.

- Programm des Verbandes Deutscher Freilichtbühnen unter www.freilichtbuehnen.de
- Das Festival „Sommer in den Gärten“ zeigt im Gartentheater Hannover-Herrenhausen von Shakespeare „Romeo und Julia“ (11.–13. August) und „Sommertraum“ (25.–27. August)
- Die Karl-May-Festspiele Bad Segeberg finden bis zum 4. September statt
- In Celle ist „Was ihr wollt“ wieder vom 12.–27. August unter freiem Himmel zu sehen
- Das Staatstheater Hannover zeigt in seinem Theaterinnenhof „Der Hundertjährige, der aus dem Fenster stieg und verschwand“ (12.–28. August)
- Das Staatstheater Braunschweig führt auf dem Burgplatz das Musical „Hair“ vom 13.–31. August auf

50 Konzerte und noch mehr Highlights der neuen Konzert-Saison

sendesaal bremer

Wir freuen uns unter anderen begrüßen zu können:

Mo' Blow | Isabell Faust | Sophie Pacini | Kayhan Kalhor | Nik Bärtsch | Christian Tetzlaff | Marialy Pacheco | Håkon Kornstad | Patricia Barber | Wolfgang Schlüter | Aaron Pilsan | Lavinia Meijer | Jonas Burgwinkel

Das Programm ist ab August erhältlich

Infos unter www.sendesaal-bremen.de

Sendesaal Bremen, Bürgermeister-Spitta-Allee 45, Tel. 0421 33005767

GUT & DRAUSSEN

Nächte verklären und Chopin mit Jazz verknüpfen: Weit gespannt ist der programmatische Bogen, hochkarätig die Besetzung des Internationalen Musikfestes Goslar, das vom 12. August an den Harz bespielt. „Lieben Sie Brahms?“, fragt zum Beispiel der Pianist Gerrit Zitterbart, an Beethovens Tripelkonzert werden die Pianistin Lauma Skride sowie der Geiger und Musikfest-Leiter Johannes

Krebs mitwirken. Wer mag, kann sich auch im Kloster Ilsenburg zur musikalischen „Harzreise“ einfinden. 12. August bis 4. September, Info: www.musikfest-goslar.de

Die Verschränkung von Natur und Musik zelebriert auch das Gartenkultur-Musikfestival Delmenhorst. In verschiedenen aufgeräumtem Ambiente wird Musik verschiedener Gen-

res erklingen: Argentinien und China begegnen sich im Kunsthof Bockhorn in Sulingen, Osterholz-Scharmbeck zelebriert das Gut Sandbeck Open Air Festival und im Bibelgarten am Bremer Dom suchen Gospel-Sänger nach „Gottes Spuren“. Ein gefälliger Mix von Klassik über Jazz und Chanson bis zu Folk- und Weltmusik. Bis 5. August, Info: www.gartenkultur-musikfestival.de

Musik des Orients jenseits der Klischees präsentiert das Osnabrücker Morgenland Festival. Es bietet geflohenen Musikern ein Forum – etwa dem palästinensischen Pianisten Saleem Ashkar, der im Felix-Nussbaum-Haus auftritt. Und das Ensemble „Hamburger Ratsmusik“ lädt zu einer literarisch-musikalischen Reise ins iranische Isfahan ein. 2.–11. September, Info: www.morgenland-festival.com